

Leseprobe aus:



MARTIN MOSEBACH

DIE 21

Eine Reise ins Land der
koptischen Martyrer

ROWOHLT

ISBN: 978-3-498-04540-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Martin Mosebach

Die 21

*Eine Reise ins Land der
koptischen Martyrer*

Rowohlt

1. Auflage März 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Satz Lyon Text OTF (InDesign)

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 04540 1

Inhalt

Inhalt

Tafel der einundzwanzig koptischen Martyrer vom
15. Februar 2015

Kiryollos

1 Der Kopf des heiligen Kiryollos

Samuel (der Ältere)

2 Worüber ich nicht schreibe und worüber ich schreibe

Gaber

3 Das Video

Bishoy

4 Ein Gespräch über das Martyrium

Samuel

5 Der Bischof der Martyrer

Ezzat

6 Die Wallfahrtskirche der Martyrer

Milad

7 Das Dorf der Martyrer

Sameh

8 Die Häuser der Martyrer

Luka

9 Bei den Familien der Martyrer

Mina

10 Das Öl des heiligen Menas

Matthew

11 Matthew, der Kopte

Issam

12 Abuna Bolla und Abuna Timotheus

Girgis (der Ältere)

13 Die Liturgie der Martyrer

Abanub

14 Die Flucht nach Ägypten

Girgis (der Jüngere)
15 Der Stil der Hierarchie
Magued
16 Wallfahrt zu den Klöstern
Hany
17 Die alten und die neuen Wunder
Malak (der Ältere)
18 Bei den Zabbalin von Mokattam
Malak (der Jüngere)
19 Eine koptische Phantasie
Tawadros
20 Neu-Kairo – eine Fata Morgana
Youssef
21 Die Minorität und die Majorität
Die unsichtbare Armee der Martyrer. Epilog
Danksagung

Tafel der einundzwanzig koptischen Martyrer vom 15. Februar 2015

Tawadros Youssef Tawadros, geb. am 16. September 1968
in El-Or, Samalout

Magued Seliman Shehata, geb. am 24. August 1973 in El-
Or, Samalout

Hany Abd el Messiah, geb. am 1. Januar 1982 in El-Or, Sa-
malout

Ezzat Boushra Youssef, geb. am 14. August 1982 in Dafash,
Samalout

Malak (der Ältere) Farag Ibrahim, geb. am 1. Januar 1984
in al-Subi, Samalout

Samuel (der Ältere) Alham Wilson, geb. am 14. Juli 1986
in El-Or, Samalout

Malak (der Jüngere) Ibrahim Seniut, geb. am 9. Septem-
ber 1986 in El-Or, Samalout

Luka Nagati Anis, geb. im Januar 1987 in Mashat Manqa-
tin, Samalout

Sameh Salah Farouk, geb. am 20. Mai 1988 in Menqarios,
Samalout

Milad Makin Zaky, geb. am 1. Oktober 1988 in El-Or, Sa-
malout

Issam Baddar Samir, geb. am 15. April 1990 in El-Helmeya

Youssef Shoukry Younan, geb. am 2. Juni 1990 in El-Or, Sa-
malout

Bishoy Stefanos Kamel, geb. am 4. September 1990 in El-
Or, Samalout

Samuel (der Jüngere) Stefanos Kamel, geb. am 26. No-
vember 1992 in El-Or, Samalout

Abanub Ayat Shahata, geb. am 22. Juli 1991 in El-Or, Sa-
malout

Girgis (der Ältere) Samir Megally, geb. am 1. Oktober 1991 in Samsun, Samalout

Mina Fayez Aziz, geb. am 8. Oktober 1991 in El-Or, Samalout

Kiryollos Boushra Fawzy, geb. am 11. November 1991 in El-Or, Samalout

Gaber Mounir Adly, geb. am 25. Januar 1992 in Menbal, Matay

Girgis (der Jüngere) Milad Seniut, geb. am 17. Dezember 1992 in El-Or, Samalout

Matthew Ayariga, aus Ghana

Anmerkung zu den Namen: Die ägyptische Tradition kennt nicht den Nachnamen, wie er im Westen üblich ist. Die Namen setzen sich zusammen aus dem Eigennamen, dem Vater- und dem Großvaternamen. Bei über die Landesgrenzen hinaus bekannten Persönlichkeiten wird aber oft der Vatername wie ein westlicher Nachname gebraucht.



Kiryollos

1

Der Kopf des heiligen Kyrillos

Das Bild auf der Titelseite einer Zeitschrift hat mich angezogen: Es zeigt den Kopf eines jungen Mannes, eines Südländers offensichtlich, der von ein wenig orangefarbenem Stoff umgeben ist. Ein magerer Junge mit bräunlicher Haut, tiefem Haaransatz und nicht sehr dichtem Schnurrbart, die Augen halb geschlossen; die schmalen Lippen sind leicht geöffnet und lassen ein bißchen von den Zähnen sehen. Das ist kein Lächeln, eher ein Zeichen tiefer Entspannung, in der sich der Mund unwillkürlich öffnet zu einem Atemzug oder einem Seufzer.

Aber der Bildausschnitt, so entdeckte ich dann, hatte mich in die Irre geführt. Ich hatte nicht gleich verstanden, daß der Kopf vom Körper abgetrennt war. Denn den Zügen ist nicht abzulesen, daß dieser Mensch Gewalt erlitten hatte – wenn sich das Gesicht während der Enthauptung verkrampft haben sollte, wenn Schmerz und Angst darauf sichtbar geworden waren, dann hätten sich diese Zustände unmittelbar nach dem Tod schon wieder verflüchtigt.

Das Bild zeigt den Augenblick kurz nach dem Verbrechen. Es stammt aus einem Video, das von den Mördern selbst aufgenommen worden war, um ein Dokument von ihrer Tat zu schaffen und damit in der ganzen Welt Schrecken zu verbreiten. Nur ist das Bild, aus der Folge herausgelöst, zunächst nicht schreckenerregend. Dies war noch nicht der Kopf eines Toten. Nach der Enthauptung schien es bei ihm noch ein winziges Verweilen von Bewußtsein und Wärme gegeben zu haben, einen Ewigkeitsmoment aus Traum und Schlaf, in dem die Endgültigkeit des soeben Geschehenen vielleicht schon gar nicht mehr wichtig war. Die Zerschneidung der Lebensbahnen in ihrer Grausamkeit hatte schon einen neuen Zustand erzeugt, in dem alles Vergangene zu-

rücktrat. Die ganze Existenz des jungen Mannes war jetzt in seinem Kopf versammelt, sehr bald schon würde sie daraus entwichen sein, aber in der im Bild festgehaltenen Sekunde schien dieses abgeschlossene Leben noch einmal greifbar.

Inzwischen kenne ich seinen Namen. Er hieß Kiryollos Boushra Fawzy, geboren am 11. November 1991 in dem oberägyptischen Dorf El-Or in der Diözese Samalout. Sein Namenspatron war der heilige Cyrill von Alexandrien, der im fünften Jahrhundert auf dem Konzil von Ephesus erheblich Anteil daran hatte, der Mutter Jesu das Prädikat «Theótokos», das heißt Gottesmutter, zu erwirken. Aber anders als Cyrill von Alexandrien hat Kiryollos zu Lebzeiten in der Öffentlichkeit Ägyptens nicht die bescheidenste Rolle gespielt. Er war einer der viel zu vielen, die im eigenen Land keine Arbeit finden. Das hinderte nicht, daß er nun gleich seinem hohen Patron zu den Heiligen der koptisch-orthodoxen Kirche zählt. Nur zwei Wochen nach dem Massaker hat Tawadros II., der Papst der Großen Stadt Alexandria, seinen Namen in das «Synaxarium», das liturgische Verzeichnis der koptischen Martyrer, aufgenommen; sein Bild wird auf Ikonen verehrt.

In dem Video vom 15. Februar 2015, das seine Hinrichtung und die seiner zwanzig Gefährten zeigt, habe ich ihn dann lebendig gesehen. Er kniet in aufrechter Haltung vor seinem Henker. Er wirkt gelassen; sein Blick scheint in einer eigentümlichen Unbeteiligtheit auf den vor ihm liegenden Strand gerichtet, als wolle er ihn in allen Einzelheiten noch einmal in sich aufnehmen. Und inzwischen besitze ich auch ein Paßbild von ihm, wohl von 2009. Kiryollos war damals Soldat, sein schwarzes Filzbarett trägt den Blechadler mit den schwarz-weiß-roten Farben der ägyptischen Republik. Die En-face-Aufnahme zeigt, daß sein linkes Augenlid gelähmt war und das Auge halb verdeckte; bei der Musterrung hat das offenbar nicht gestört. Auch auf diesem Bild

ist ein bißchen von den Zähnen zu sehen, obwohl die Lippen geschlossen sind.

Die Geschichte des Christentums verzeichnet viele Enthauptungen. Der abgeschlagene Kopf Johannes' des Täufers, des Vorläufers Jesu, erscheint auf vielen alten Gemälden und Mosaiken, die ein Gegenstand der Kunstbetrachtung geworden sind. Der Täufer wurde noch vor der Kreuzigung Jesu enthauptet; sein Kopf fiel durch die Laune einer erzürnten Königin. Ihm folgte der Apostel Paulus, der seine Enthauptung als Privileg eines römischen Bürgers fordern durfte; so blieb ihm der den Sklaven vorbehaltene Folttertod erspart. Danach sind viele Köpfe für den Glauben an Jesus Christus abgeschlagen worden, und zwar auch in Ländern der Christenheit – man denke nur an Thomas Morus in England unter König Heinrich VIII. oder an den von der russischen Orthodoxie heiliggesprochenen Alexander Schmorell als Mitglied der Weißen Rose im Zweiten Weltkrieg.

Und doch sind diese Gestalten sehr weit von uns weggerückt, sie gehören zu einer anderen, uns kaum mehr verständlichen Zeit. Die grausame Art ihres Todes und die Festigkeit, ja Sturheit im Bekenntnis ihres Glaubens scheinen einander zu entsprechen und sind uns gleichermaßen unheimlich. Hat die westliche Welt mit ihrer Bereitschaft zu Diskussion und Dialog solche lebensfeindlichen Gegensätze nicht längst überwunden? Wir leben in einer Zeit strikter Privatisierung der Religion und wollen sie der säkularen Gesetzlichkeit unterworfen sehen. Es gibt einen gesellschaftlichen Konsensus der Ablehnung von Missionierung und Glaubenseifer. Hat all das den erbarmungslosen Alternativen von Glauben und Tod, Verrat des Glaubens und Leben nicht ein Ende bereitet?

Aber das Photo des abgeschnittenen Kopfes von Kiryollos und das Video, das die abgeschnittenen Köpfe seiner Gefährten zeigt, sind erst wenige Jahre alt. Was bedeutet dieser Anachronismus? Sollte er ein Zeichen dafür sein, daß

unsere Vorstellung von historischer Entwicklung eine Täuschung war? Daß Martyrium und Christentum in jeder Epoche der Geschichte zusammengehören und daß es Martyrer so lange geben wird, wie es Christen gibt?

Der Kopf auf dem Titelblatt der Zeitschrift ließ mich nicht los. Viele Leser hatten sich darüber empört, wie mir ein beunruhigter Redakteur erzählte, als ich mich nach dem Bild erkundigte. Aber ich wollte es bei mir haben – ich schnitt es aus und habe es viele Male lange betrachtet.

Kiryollos war der erste der Getöteten, der für mich aus der Anonymität heraustrat. Die einundzwanzig am Strand nahe der libyschen Hafenstadt Sirte Enthaupteten werden immer als Gruppe aufgefaßt, wie im jungen Christentum die Martyrer der Thebaischen Legion, die gleichfalls aus Ägypten kamen. Nur einer von ihnen war kein Kopte, sondern stammte, wie man inzwischen weiß, aus dem westafrikanischen Ghana. Weil die Kopten ihn seit seinem Tod aber als einen der ihren ansehen, will auch ich auf den folgenden Seiten stets von den «Einundzwanzig» sprechen.

Das Volk der Kopten und sein aus der apostolischen Frühzeit getreu bewahrtes Christentum ist im Westen nur wenig bekannt. Eine von jeher gepflegte Arroganz der lateinischen Kirche gegenüber den orientalischen Christen, die sich der Unterordnung unter Rom entziehen, hindert gerade Katholiken bis heute, den Blick auch nach Osten zu wenden. Es war kurz nach der Enthauptung der Einundzwanzig, daß ich einem deutschen Kardinal begegnete. Ich fragte ihn, warum die katholische Kirche das Glaubenszeugnis dieser Männer nicht feierlich herausstelle, wie es die alte Kirche immer mit den Martyrien gehalten habe. «Aber das sind doch Kopten!» antwortete er. Ich nenne den Namen dieses Kirchenfürsten nicht, weil ich seine hilflosen Worte kaum als eine persönliche Äußerung verstehe. Sprach er nicht aus, was viele seinesgleichen so ähnlich empfunden hätten? Damals faßte ich den Entschluß, über die Kopten

und im besonderen über die Einundzwanzig mehr erfahren zu wollen.

Wie konnte ich ihnen näherkommen und etwas von ihrem Leben, ihrer Herkunft, den Umständen ihres Aufwachsens kennenlernen? Von vielen Blutzegen der Vergangenheit wissen wir nur Ungenaues über die Einzelheiten, die mit ihrem Tod verbunden waren; die trockenen Zusammenfassungen des Martyrologium Romanum, des römischen Heiligenverzeichnisses, sind erst von der christlichen Kunst zu erlebbarer Gegenwärtigkeit ausgestaltet worden. Das ist anders bei den Einundzwanzig: Von ihrer Passion gibt es nicht nur ein Video; dieses Video hat vielmehr nach Absicht und Wirkung durchaus den Charakter eines Kunstwerks, wenn auch eines besonders abscheulichen – es ist Dokument und ästhetisch inszeniertes Machwerk in einem. Eine solche Ausweitung des Kunstbegriffs mag fatal erscheinen, aber muß man nicht zugeben, daß das Video effektiv, sorgfältig choreographiert und farblich überlegt gestaltet ist? Wird nicht auch anderswo die Grenze zwischen Kunst und Wirklichkeit gefährlich verwischt? Das Unwirklichwerden der Welt hat bei manch einem den Hunger nach dem Authentischen geweckt – ist es da nicht eine willkommene Steigerung, wenn das Blut, das im Schauspiel fließt, echt ist?

So hätten die Einundzwanzig mit den Worten des Apostels Paulus sagen können: «Wir sind ein Schauspiel für die Welt geworden, für Engel und Menschen.» Aber bevor sie für Gott und die Welt ein solches Schauspiel wurden, haben sie das unbeachtete Leben armer Bauern geführt. Aus dem Nachhinein betrachtet, ist das nichts anderes als die Vorbereitung auf ihr Martyrium gewesen. Ließ sich in ihren Heimatdörfern noch etwas davon erahnen? Deshalb bin ich im Februar und März 2017, zwei Jahre nach dem Massaker, nach Oberägypten gereist, von wo sie auf Arbeitssuche nach Libyen aufgebrochen waren.



Samuel (der Ältere)

2

Worüber ich nicht schreibe und worüber ich schreibe

Die einundzwanzig koptischen Wanderarbeiter wurden an einem libyschen Strand geköpft, nachdem der Anführer der Mörder den «barmherzigen Gott» angerufen hatte; das Video, das die Ermordung dokumentiert, bezeichnet sich als «Antwort Mohammeds» und als Botschaft an die «Nation des Kreuzes». Das ist eine deutliche Sprache – die Situation scheint keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Zwei Parteien stehen sich paritätisch gegenüber, auf jeden Ermordeten kommt ein Mörder. Das war den Regisseuren des Vorgangs offenbar wichtig: daß die heilige Reinigung der Welt von jedem einzelnen Reinen vollzogen werden muß. Daß es notwendig ist, sich dafür die Hände schmutzig zu machen, daß der Tod der Ungläubigen gut ist, aber daß es ebenso gut und gar noch besser ist, sie selbst und mit eigenen Händen zu töten – das ist ein Werk, das vollbracht werden muß, eine ernste Pflicht.

So meine ich die «Botschaft an die Nation des Kreuzes» verstehen zu sollen und weiß doch ebensowenig wie sonst jemand, wer die Hintermänner des Verbrechens wirklich waren. Masken verbargen die Gesichter der Täter, und auch nachdem einige von ihnen im Oktober 2017 festgenommen worden sind, darunter auch der Kameramann des Video, ist noch unbekannt, welchen Nationen sie alle angehört haben. Sie seien Mitglieder der kriegführenden und Terrorakte ausführenden Landsknechtstruppe «Islamischer Staat» – aber in Ägypten behaupten fromme, gebildete Muslime, hinter diesem schreckenverbreitenden Namen seien die widersprüchlichsten Interessen verborgen, die mit der Religion nichts, mit dem Einfluß der großen

Mächte auf den Nahen Osten dagegen viel zu tun hätten. Wie könnten gläubige, gottliebende Menschen auf Mord ausziehen, fragen sie rhetorisch. Man müsse sich davor hüten, in dem Massaker das Kapitel eines Religionskrieges zu sehen – die Religion werde hier mißbraucht, um den Unfrieden in Ägypten anzuheizen, die Militärdiktatur zu rechtfertigen und die westlichen Staaten zum Eingreifen mit Waffen, Luftangriffen und Truppen anzustacheln.

Man versuche nur einmal, im Hinblick auf dieses Verbrechen die alte Kriminalistenfrage «Cui bono?» – «Wem nützt es?» – zu stellen. Die Antworten darauf werden aus einem grellbunten Strauß von Thesen bestehen. Beinahe jede der im Nahen Osten in den Krieg verwickelten Mächte wird man genannt hören; Amerikaner und Russen, die Diktatoren in Syrien und Ägypten und die ihnen feindlichen Muslimbrüder, Israel und die Golfstaaten, Iran und Türkei – alles ist irgendwie plausibel, weil ersichtlich keine der beteiligten Kräfte an einer Beendigung dieses «arabischen Dreißigjährigen Krieges» interessiert ist. Haben die Mörder in perverser Glaubenseifer gehandelt, oder sind sie gewissenlose Söldner, die sich für jede Art Bluttat gewinnen lassen? Tragen sie allein die Verantwortung, als jeder Beherrschung entzogene Terroristen, oder waren sie kleine, umhergeschobene Bauern auf einem Spielfeld, dessen eigentliche Parteien und deren Ziele ihnen selbst unbekannt sind?

Auch auf diese Fragen gibt es viele, allzu viele Antworten – Gutachten von hoher Sachkenntnis sind darunter, aber auch wilde Gerüchte, und gelegentlich gelangen sie beide zu einem ähnlichen Ergebnis. Und darf denn dem Selbstzeugnis der Täter, wie es sich in dem berühmten Video ausspricht, ohne weiteres geglaubt werden? Ist es nicht fahrlässig, Männern, die solcher Taten fähig sind, Vertrauen zu schenken?

Ich bekenne, daß mich diese Fragen nicht beschäftigt haben, als ich den Entschluß faßte, mehr über die enthaup-

teten Kopten erfahren zu wollen. Es ist mir, als ich nach Ägypten aufbrach, eben nicht darum gegangen, mehr über die Täter in Erfahrung zu bringen. Es genügte mir, sie in dem Dunkel zu lassen, das sie selbst für sich angestrebt haben. Die politische Lage, die den Hintergrund für das Massaker am libyschen Strand darstellt, kompliziert zu nennen ist ein schon betulicher Euphemismus. Soviel weiß jeder, der auch nur den oberflächlichsten Anteil nimmt an den an Widersprüchen reichen Nachrichten aus dieser Weltregion. Ob der Islam, die Religion des Propheten Mohammed, in seiner reinsten Form Elemente enthält, die das Zusammenleben mit Gläubigen anderer Religionen grundsätzlich erschweren – worüber heute heftig gestritten wird –, habe ich gleichfalls nicht zu ergründen gesucht. Hier wird deshalb der Islam nur dann erwähnt werden, wenn er die Lage der Kopten berührt.

Mich bewegte vielmehr das Schicksal der Ermordeten, für die, so vermute ich, alles ganz einfach gewesen war. Manche von ihnen konnten lesen, schreiben wohl eher nicht, es gab in ihrem Leben dafür keine Notwendigkeit. An den politischen Diskussionen der ägyptischen Intellektuellen haben sie nicht teilgenommen; was da erwogen wurde, wäre ihnen wahrscheinlich auch unverständlich geblieben, weil ihre tägliche Mühe jenen bescheidenen Bedürfnissen galt, die von erhabenem Standpunkt aus so unbedeutend scheinen: die Frau, die Eltern und die Kinder zu ernähren, auf ein neues Haus zu sparen, Saatgut für die kleinen Äcker zu kaufen, vielleicht sogar ein wenig für Unglücksfälle zur Seite zu legen – ein ganz in den täglichen Sorgen aufgehen-des Leben zu führen, kaum anders als ihre Esel, denen sie bedenkenlos übergroße Lasten aufgeladen haben, weil sie selbst daran gewöhnt gewesen waren, solche zu tragen. Mit dem Kopf in die Ackerfurche gedrückt, jedes darüber hinausgehenden Gedankens unfähig – so könnte der westliche Zivilisationsmensch, aber auch der Kairiner Akademiker sie

beschreiben, Stoff für ein solches Resümee ihrer Existenz wäre reichlich zu finden. Und doch wäre es falsch, jedenfalls sehr unvollständig.

Wir wollen heute hinter jedem Konflikt zwischen den Religionen vor allem politische und wirtschaftliche Motive vermuten, weil wir es für ausgeschlossen halten, daß der Glaube eines Menschen tatsächlich zur letzten und höchsten Wirklichkeit seines Lebens wird. Für die einundzwanzig koptischen Kleinbauern und Wanderarbeiter ist ihre Religion das aber gewesen. Sie lebten in einer Welt, in der es seit vielen Jahrhunderten nicht selbstverständlich war, Christ zu sein. Schon für die lange Reihe ihrer Vorfahren ging die Zugehörigkeit zum Christentum immer auch mit der Bereitschaft einher, für den Glauben Zeugnis abzulegen. Die Nachteile, die mit dem Christsein in Ägypten von jeher verbunden waren, kannten sie aufs beste. Diese äußerlich so schwachen Menschen mit ihrem kümmerlichen Dasein waren aber bereit, diese Nachteile hinzunehmen. Sie mußten nicht lange um die Entscheidung ringen: Was sie in Gestalt des Glaubens besaßen, war unendlich viel kostbarer für sie als alles, was sie hätten erwerben können, wenn sie ihn aufgaben. Das nackte Leben wäre ohne den Glauben wertlos für sie gewesen, es wäre ein bloßes Existieren, noch unter dem der Tiere, denn die Tiere sind in sich vollkommen, aber die Menschen sind unvollkommen, sie bedürfen zu ihrer Vollständigkeit der göttlichen Ergänzung.

Darum empfand ich einen Widerwillen, wenn ich von den Einundzwanzig als «Opfern des Terrorismus» reden hörte – das Wort «Opfer» kam mir zu passiv vor, Willenlosigkeit steckte darin, Unfreiwilligkeit, etwas Beklagenswertes. Das alles war, so meinte ich, den Einundzwanzig nicht angemessen. Ich vermutete eine mit innerer Unabhängigkeit verbundene Stärke in ihnen – als ob die Grausamkeit der Mörder ihr Innerstes nicht erreicht hätte.

Das Schicksal der koptischen Christen in Ägypten steht unter keinen guten Auspizien, man muß keine Sehergabe besitzen, um vorherzusagen, daß ihnen noch viele schwere Prüfungen bevorstehen. Aber das darf nicht vergessen lassen, daß es den Kopten seit der islamischen Eroberung des Landes im siebten Jahrhundert, also seit rund eintausendvierhundert Jahren, schlecht oder sehr schlecht ergangen ist. In der Gegenwart ist nur ein weiteres Kapitel der Plagen aufgeschlagen worden. Die Ermordung von Kopten hat wahrlich nicht mit den Einundzwanzig in Libyen begonnen – die Liste der Verbrechen, die ihr vorangegangen sind, ist lang, und was dem bis heute gefolgt ist, scheint die Schrecken immer noch überbieten zu wollen. Das Blut an den Wänden der Kairiner Peter-und-Paul-Kirche, wo vor Weihnachten 2016 neunundzwanzig Frauen samt dem Küster während ihres Gebets erschossen wurden, war noch nicht getrocknet, als in den Kirchen von Tanta über vierzig Gottesdienstbesucher dasselbe Schicksal erleiden mußten, und kaum war das geschehen, fielen Pilger in der Nähe von Minyia, darunter viele Kinder, islamistischen Mördern in die Hände.

Ist es da am Ende ungerecht, aus einer langen Reihe Greuelthaten, die sich, wie es aussieht, auch in der Zukunft fortsetzen wird, einzig das Schicksal der Einundzwanzig herauszulösen? So etwas bekam ich von Kairiner Kopten zu hören, die der Kirche vorwarfen, die vielen Tötungen auf ägyptischem Boden zu beschweigen, um die Regierung nicht in Verlegenheit zu bringen, und die Einundzwanzig allein deshalb hervorzuheben, weil sie im Ausland ermordet worden sind. Ich versuchte dann zu erklären, was für mich den Unterschied zwischen den vielen Erschossenen und von Bomben Zerfetzten und den Einundzwanzig ausmachte: Sie waren nicht einfach nur wehrlos abgeschlachtet worden, sondern sie hatten sich kurz vor und sogar noch

während ihrer Enthauptung vernehmlich zu Jesus Christus bekannt.

Da ich meinen Blick auf die Einundzwanzig beschränke, verzichte ich auch darauf, über die weitere Zukunft der Kopten in Ägypten zu spekulieren. Manchen mag meine fatalistische Sicht auf die Verhältnisse unbefriedigt lassen. Man dürfe sich doch mit einem solchen Dauerzustand von Unrecht und Gewalt nicht abfinden, es gebe Thinktanks, die sich mit der Lösung der Weltprobleme befaßten. Die wüßten gewiß, was zu tun wäre, wenn man sie fragen würde: Könnte in Zukunft nicht doch eine Harmonie der koptischen Gemeinschaft mit der islamischen Mehrheitsgesellschaft erreicht werden? Welche Friedenskonferenz mit internationaler Beteiligung, welche Intervention der Vereinten Nationen, welche Friedensmission, welcher Runde Tisch, welcher Dialog könnte die «koptische Frage» verschwinden lassen?

Eine Verzweiflung bis zu unfreiwilliger Komik verbirgt sich in diesem Händeringen. Guter Wille, der bis zur Selbstverleugnung zu gehen hätte, und das auf beiden Seiten, wäre die erste Voraussetzung einer Annäherung, denn das Zusammenleben zwischen Kopten und Arabern, Christen und Muslimen kennt in dieser langen Zeit schlechtere und bessere, aber keine guten Kapitel. Die nie überwundene Spannung zwischen dem arabischen Volk der Eroberer und dem koptischen Volk der Besiegten lastet schwer auf der ägyptischen Gegenwart, die wahrlich noch andere Ausweglosigkeiten aufzuweisen hat. Aber auch die Gewalt ist keine Option, wahrscheinlich nicht einmal für fanatische Islamisten, denn der Kopten sind zu viele, um sie alle vertreiben oder ermorden zu können, die türkische Lösung für Armenier und Griechen scheidet aus. Und wohin sollten sie auch vertrieben werden? Die Juden konnten in den Jahrhunderten der Diaspora von ihrer Heimat Israel träumen. Aber

die Kopten leben bereits in ihrer Heimat, auf die sie ältere Rechte geltend machen als die Araber.

Um so mehr läßt die Standhaftigkeit der Kopten staunen, die ein so ausdauernder Druck nicht hat dahinschmelzen lassen. Auch die Einundzwanzig haben diese Standhaftigkeit bewiesen. Auf meiner Reise nach Oberägypten habe ich versucht, den Lebensraum der Martyrer aus kleinem und größerem Abstand zu umkreisen – in der Hoffnung, das würde mir etwas erzählen über sie, die nun selber nicht mehr sprechen können.



Gaber

3

Das Video

Es ist ein sorgfältig gemachter kleiner Film, mit mehreren Kameras aufgenommen – kein dilettantisches Machwerk. Der Beginn verheißt Anmut und Leichtigkeit. Auf schwarzer Fläche tanzen arabische Buchstaben, fließen zusammen, als trieben sie auf den Wirbeln von ablaufendem Badewasser, und bilden schließlich einen Tropfen, in dessen Innerem sich die Schriftzeichen eng ineinander verschränken. Ein ganzes Gedicht kann in der arabischen Kalligraphie, einer der schönsten Hervorbringungen der islamischen Kunst, zu einem einzigen Zeichen werden, das nur ein Schriftgelehrter wieder aufzudröseln vermag. Es ist das Logo eines «Alhavat Media Center» – alles hat seine Ordnung in diesem Film.

Dann erscheint der Namenszug des Präsidenten Obama, sein zweiter Vorname Hussein ist durch Majuskeln hervorgehoben. An diesen muslimischen Namen soll man denken, wenn Obama nun selber auftritt. Der Präsident ist für seine Fähigkeit berühmt, Redetexte so eindrucksvoll wie ein Geistlicher oder ein Schauspieler vorzutragen. Mit tief bekümmelter Miene beklagt er, daß während der Kreuzzüge im Namen Jesu Grausamkeiten verübt worden seien. Wir begreifen: In der Geschichte gibt es nichts, was ohne Folgen bleibt. Alles, was nun kommen wird, ist die Antwort auf des Präsidenten zerknirshtes Geständnis.

«Botschaft an die Nation des Kreuzes, geschrieben mit Blut» – so lautet der Titel des Films auf Englisch, schön klassisch gesetzt, die Buchstaben schwarz, nur das Wort «Blut» ist rot. Es folgt Meeresrauschen. Ein Sandstrand, von einzelnen Felsen und Riffen durchzogen, der Himmel ist bewölkt, was den Farben der Bilder mehr Tiefe verleiht. Eine Unterzeile unterrichtet, daß es sich um den Strand von

Wilayat Tarabulus handelt, westlich der Hafenstadt Sirte in Libyen.

Dann, hinter einer Felsnase, erscheint langsamen Schritts ein Mann mit gebeugtem Kopf in einem leuchtend orangefarbenen Overall. Seine Hände sind auf dem Rücken gefesselt, auf seinem Nacken liegt die Hand seines Begleiters, eines Hünen ganz in Schwarz, dessen Gesicht durch eine nur die Augen freilassende Mütze verborgen ist. Die beiden bleiben nicht allein, es folgen ihnen in langer Reihe weitere solcher Paare in Orange und Schwarz, und meist überragen die schwarzen die orangefarbenen Männer um einen Kopf.

Die Kamera gewährt zunächst den Überblick. Der Zug kann sich entfalten, er schiebt sich in Ruhe, geradezu gemächlich, voran; hält ein Mann in Orange wegen eines Felsenriffs inne, wartet sein Begleiter in Schwarz geduldig, bis er darüber hinweggestiegen ist – eine Sekunde Gemeinsamkeit, wie wenn ein Bauer seinem Esel über ein kleines Hindernis hilft. Eine Unterzeile belehrt den Betrachter aber, bei den Gefesselten handele es sich um «Mitglieder der feindlichen Kirche Ägyptens».

Nun holt die Kamera die Männer heran. Sie nehmen Aufstellung in einer Reihe, jetzt eng zusammengedrückt; dies geschieht so gleichmäßig, als sei es eingeübt, keiner tut einen falschen Schritt. Der Sand ist an dieser Stelle voller Fußspuren – haben hier etwa Vorbereitungen für die so perfekt inszenierten Abläufe stattgefunden? Improvisationen wollte man sich bei der Herstellung dieses Films offenbar nicht erlauben. Seine einfache Handlung duldet keine Stockung und keine verwackelten Bilder, schon gar kein Ausbrechen eines einzelnen oder womöglich Gegenwehr. Und so gehen denn alle Männer in Orange nach kurzem Innehalten gleichzeitig in die Knie wie eine Chorus-Line, und hinter ihnen wirken die großen Männer in Schwarz, die sie mit der linken Hand am Kragen halten, während ihre

Rechte nach dem Dolchgriff im Brustlatz tastet, noch größer. Einundzwanzig Männer in Orange sind es, einer von ihnen ein Schwarzafrikaner, und so läßt sich eine vollkommene Symmetrie herstellen – der Schwarze kniet in der Mitte, und der Mann hinter ihm ist der einzige, der nicht in Schwarz gekleidet ist, sondern eine bräunliche Military-Bluse trägt. Seine Gesichtsmaske ist hellgelb, die Mundpartie vom Sprechen und Atmen sichtbar feucht.

Diesem farblich herausgehobenen Mann kommt es nun zu, eine Rede an die Zuschauer zu halten. Er spricht Englisch ohne erkennbaren Akzent, weshalb vermutet wurde, er sei womöglich gar Nordamerikaner, aber als solcher wird er sich kaum mehr betrachten, seitdem er Glied einer größeren, weltumspannenden Gemeinschaft geworden ist; ob die Verhaftung einiger Männer der Horde im Oktober 2017 helfen wird, seine Identität zu klären, steht noch dahin. Er beginnt die Rede mit dem Lob des «starken, mächtigen und zu allen Völkern barmherzigen Gottes» – erinnert das nicht an den Lobpreis in der griechischen Liturgie, der auch in die koptische Eingang gefunden hat: «Heiliger Gott, Heiliger Starker, Heiliger Unsterblicher, erbarme Dich unser», wie schon lange vor der islamischen Eroberung gebetet wurde? Seine Stimme ist unaufgeregt, obwohl er heftige Anklagen vorträgt. Er wirft den Christen vor, einen einzigen großen Krieg gegen den Islam zu führen – vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Da paßt es, daß Obamas Vorgänger George W. Bush den Irakkrieg einen Kreuzzug nannte und daß Obama das Unrecht der mittelalterlichen Kreuzfahrer beklagte. Von dem historischen Komplex der Kreuzzüge weiß der Sprecher vermutlich ebensowenig wie ein amerikanischer Präsident, aber es geht ihm um eine Klarheit der Symmetrie, die dieser Begriff möglich macht: auf der einen Seite ein Kreuzzug der Amerikaner und ihrer christlichen Vasallen gegen alle Muslime und auf der anderen die Antwort aller Muslime, ja, wirklich aller – er will für die ganze

Gemeinschaft der Gläubigen sprechen. Für ihn ist das ein Weltkampf, ein Endkampf: Wenn die gute Seite schließlich siegt, wird gerade darin die Barmherzigkeit des Allerbarmers zu sehen sein, welcher der Menschheit am Ende doch den Frieden schenkt.

Er stockt hin und wieder, als müsse er sich an einen eingeübten Text erinnern. «Hier stehen wir südlich von Rom» – so redet ein Heerführer, der noch weiterziehen will. Rom ist der eigentliche Feind. In «Rom» ist alles zusammengefaßt, was dem Islam Widerstand leistet – obwohl die kopptische Kirche an den Kreuzzügen nicht beteiligt war, sondern Rom bis heute immer ablehnend gegenüberstand, obwohl das Amerika der Sekten, das die Irakkriege führte, Rom als Hure Babylon begreift und obwohl alle arabischen Herrscher sich zumindest verbal am ominösen «Kampf gegen den Terror» beteiligen.

Mit der Spitze seines Dolchs weist der Sprecher auf uns, die Betrachter des Films, aber ungeachtet dieser drohenden Geste bleibt sein Ton gefaßt, unerschütterlich. Er hat eine Rechnung aufgemacht, und er ist zu einer Bilanz gelangt – alles vergossene Blut muß wettgemacht werden durch neu vergossenes Blut. Gewiß, er ist in den Kampf verstrickt, aber zugleich sieht er das Geschehen von sehr hoher Warte. «Ihr» – Amerikaner, Christen, Römer? – «habt den Körper des Osama bin Laden ins Meer geworfen, und genauso wird das Meer jetzt euer Blut aufnehmen.» Wo Gerechtigkeit waltet, ist kein Raum für Eifer, und so klingt sein Schlußwort beinahe friedlich. Noch einmal hat er den Dolch in den Brustlatz gesteckt; seine Finger spielen mit den Schnüren, die vom Griff herabhängen – die Kamera ist auf diesen Griff zugewandert, man soll verstehen, daß es auf Griff und Klinge bald ankommen wird.

Der disziplinierten, durch den Stoff der Maske deutlich artikulierten Rede folgt ein Schweigen, das aber beredt ist. Worte wie diese liegen, wenn auch unausgesprochen, in der

Luft: «Ihr, die ihr diesen Film bis zu Ende ansehen solltet, seid in eurer weichlichen Brutalität und eurem unmoralischen Nützlichkeitsdenken allesamt davon überzeugt, daß es niemanden auf Erden gibt, den ihr nicht kaufen und bestechen könntet. Ihr glaubt, daß es im Kampf mit euch immer nur um den größeren ökonomischen Vorteil geht und daß sich eure Feinde immer ein Schlupfloch offenlassen werden, um mit euch doch noch ins Geschäft zu kommen. Ihr glaubt, daß Grausamkeit unklug und für den Profit nachteilig ist – solange nicht ihr selbst diejenigen seid, welche die Grausamkeiten begehen. Ihr hofft, daß es Grenzen gibt, die selbst wir nicht zu überschreiten wagen, weil das eine letzte Gemeinsamkeit aufkündigen, ein Wiederanknüpfen nach dem Krieg unmöglich machen würde. Ihr glaubt, daß zum Schluß alles in endlose Gespräche mündet, und auf diesem Boden fühlt ihr euch sicher, weil eure Lügensprache euch hilft, in solchen Verhandlungen alles zu Staub zu zerreden. Und deshalb wartet jetzt ein heilsamer Schrecken auf euch. Das Erwachen aus einer Illusion kann zwar schmerzhaft sein, führt aber auf den Boden der Wirklichkeit zurück und ist deshalb immer etwas Gutes. Dabei ist der Schritt, den ihr für unmöglich haltet, klein – es ist ganz leicht, die Welt für immer zu verändern. Ihr werdet erleben, wie einfach es ist zu tun, was ihr nicht nur für verboten, sondern für denkmöglich haltet. Wenn ihr das erst einmal begreift, dann habt ihr die Hoheit des Schreckens kennengelernt. Dieser Schrecken soll euch unter die Haut kriechen und euch nie wieder verlassen. Ihr werdet von nun an wissen, daß eure Welt in Wahrheit schon untergegangen ist – daß auch dort, wo euch Glanz und Reichtum umgeben, nur noch Schatten sind.»

Diese nicht ausgesprochenen Worte sind gleichsam einer Stille unterlegt, die an das gesammelte stumme Warten der zur Prozession aufgestellten Mönche vor dem Einzug in die Kirche erinnert – «Statio» heißt ein solches kon-

zentriertes Innehalten. Die Kamera wandert über die Gesichter der Knienden in ihren orangefarbenen Overalls. Die Overalls gehören zur Botschaft, ihr Anblick ist der Welt bekannt – von den gefesselten Gefangenen, die mit geneigtem Kopf in den Maschendrahtkäfigen des exterritorialen amerikanischen Stützpunkts Guantánamo knien, wo die Vereinigten Staaten den Ruf ihrer Rechtsstaatlichkeit dauerhaft ruinieren.

Der unentwirrbare, in seiner Heillosigkeit sich immer noch steigernde, lang vorbereitete westlich-islamische Konflikt mit seinen vielen Ursachen hat auf allen Seiten eine Sehnsucht nach einer vereinfachenden mythologischen Bild-Erzählung wachsen lassen: Der Einsturz der New Yorker Hochhäuser steht an ihrem Anfang; daran schließen sich an die orange-rot uniformierten Häftlinge und die Folterszenen von Abu Ghraib; dann Präsident Obama und seine Außenministerin Clinton, wie sie gebannt am Bildschirm das Kommando-Unternehmen gegen den einstigen US-Guerillero Osama bin Laden verfolgen; und nun also ein weiteres Bild, mit dem die Gegenseite in Führung gehen und sich unvergeßlich machen will.

Die Kamera verweilt bei einzelnen Gesichtern. Für den, der nur die Paßphotos der Gefangenen gesehen hat, sind nicht alle von ihnen leicht zu identifizieren, denn den bis dahin Glattrasierten ist in der Gefangenschaft der Bart gewachsen, manche halten den Kopf geneigt. Deutlich erkennt man links den dreiundzwanzigjährigen Koryollos mit seiner fragenden, wie zerstreut wirkenden Miene. Länger verweilt die Kamera auf dem Gesicht des gleichaltrigen Gaber, der die Augenbrauen zusammengezogen und die Augen geschlossen hat, während sich seine Lippen in einem geflüsterten Gebet bewegen. Er wirkt in der Gefangenschaft gealtert, sieht aus wie ein Vierzigjähriger. Ezzat, zweiunddreißigjährig, beugt sich zur Seite, als habe dort etwas seine Aufmerksamkeit geweckt. Issam, vierund-

zwanzig Jahre alt, der durch seine helle Haut auffällt, bewegt die Knie und wendet den Kopf zu dem neben ihm knienden Matthew, aber der erwidert seinen Blick nicht, sondern schaut gelassen geradeaus. Einer der Gefangenen kniet nicht in aufrechter Haltung, sondern hat sich auf seine Fersen sinken lassen: Samuel, der Jüngere, zweiundzwanzigjährig, gleicht seinem Paßbild am meisten, das jugendliche Gesicht mit den großen Augen und den vollen Lippen ist wohl durch keinen Umstand in seiner grundsätzlichen Freundlichkeit zu erschüttern.

Eine unheimliche Ruhe liegt über den Männern. Es ist vermutet worden, die Regisseure des Video, denen an einem störungsfreien Ablauf der Filmarbeit gelegen sein mußte, hätten ihren Schlachtopfern irgendwelche Drogen verabreicht. Issams wache Miene und seine Bewegung, die aussieht, als sei er bereit aufzuspringen, und Gabers Gebet lassen mich daran zweifeln. Da keiner von ihnen ein Wort Englisch sprach, können sie von der Rede nichts verstanden haben. Aber die gelassene, Selbstgewißheit suggerierende Stimme des Redners hat ihnen vermutlich verraten, daß an den Entschlüssen dieses Mannes nur noch ein Kopfschuß würde etwas ändern können.

Dann, in einer einzigen Bewegung, werfen die schwarzen Männer die Gefesselten nach vorn, mit den Gesichtern in den Sand. Sie sind nun über ihnen, knien auf den Körpern, greifen ihnen ins Haar, ziehen die Köpfe hinauf und setzen ihnen die Messer aus ihrem Brustlatz an die Kehle. Kein Schrei, nur ein Gewirr leiser Stimmen ist vernehmbar: «Jarap Jesoa! – Herr Jesus!» – das Stoßgebet der Sterbenden.

Die Fassungen des Video, die heute zugänglich sind, enden meist an dieser Stelle, aber auch das ursprünglich verbreitete Video ist geschnitten – hier erhält der filmtechnische Terminus eine grausige Konnotation. Das Halsabschneiden mag nicht bei allen glatt verlaufen sein, mancher

Henker wird beim Durchtrennen der knorpeligen Lufttröhre und des Genicks länger herumgesäbelt haben, solch einen Mangel an Professionalität wollten die Propagatoren der Bluttat nicht verbreitet wissen. Plötzlich versteht man, warum der französische Doktor Guillotin mit seiner schlimmen Maschine einst für einen Menschenfreund hat gelten wollen.

Aber dann ist das Ergebnis da: Die Henker haben die abgetrennten Köpfe auf die Rücken der Leichen gesetzt. Auf den ersten Blick sehen sie aus wie dort angewachsen – zerteilte und falsch wieder zusammengesetzte Körper. Die Gesichter, die näher ins Bild geraten, sind im Tod entstellt, ihre Züge wie nach allen Seiten auseinandergezogen, die eben noch kräftig gebräunte Haut ist gelb-leichenblaß. Würden die Mütter ihre Söhne noch erkennen? Nur der Kopf des Korymbos ist nicht so ausgeblutet und verrät zunächst nichts von den ausgestandenen Schrecken. Hat der Regisseur den Jünglingskopf, der zu schlafen scheint, eigens für die Nahaufnahme ausgesucht? Sollte die unzerstörte Sanftheit des jungen Menschen den Betrachter mit dem grausamen Geschehen womöglich gar versöhnen? Gab es auch unter den Henkern Dichterseelen, die sich an dem Gedanken der Verwandtschaft von Tod und Schlaf erbauten?

Der Anführer, der den Kopf des Schwarzafrikaners abgeschnitten hat, beendet die Sekunde der Träumerei. Er hat sich von der Leiche erhoben und steht hoch aufgerichtet, das Messer in der blutverschmierten Hand, wieder hält er es mit der Spitze dem Betrachter entgegen – diese Schärfe zückt auch nach euren Nacken, so lange, bis der Sieg erfochten ist.

Und dann schwenkt die Kamera zurück auf das Meer, das leise schwappt wie bei Beginn, aber jetzt ist das Wasser nicht mehr graublau, sondern rot, nachdem hundert Liter Blut hineingelaufen sind. Das Rot verteilt sich nicht so

schnell, es bildet eine Wolke in der Bläue, ein rotes Meer ist entstanden. Dies ist nur der Strand von Sirte, aber wir verstehen: So soll das Meer an vielen Stränden aussehen, wenn es nach dem Willen der Henker zugeht. Daß aus Strömen von Blut eine neue Welt und eine neue Gerechtigkeit hervorgehen würden, haben viele politische Gewalttäter der letzten hundert Jahre erhofft, aber nur wenige haben das reine Blutvergießen so gefeiert wie die Männer vom Strand von Wilayat Tarabulus.

Nietzsche zitiert den berühmten Schauspieler Talma, der mit Napoléon das imperiale Schreiten geübt hat, mit dem Grundsatz aller Künste: «Was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein.» Bei dem Video «Botschaft an die Nation des Kreuzes, geschrieben mit Blut» kann von einer Berücksichtigung dieser Regel, trotz der formalen Perfektion, nicht mehr die Rede sein. Hier wurde zweierlei auf einmal geschaffen: das Dokument eines höchst realen Massakers und zugleich eine Allegorie des nie endenden Kampfes zwischen Gut und Böse. Die Regisseure des Films meinten gewiß, die Rollen eindeutig verteilt zu haben, als sie die beiden Parteien in klarer farblicher Unterscheidung antreten ließen – sprach das Orange der Overalls nicht unmißverständlich vom skandalösen Unrecht der «Nation des Kreuzes»?

Aber die Anonymität der maskierten Täter und die Individualität ihrer Opfer durchkreuzen diese Wirkung. Die bäuerlichen Gesichter der jungen Gefangenen zeigen überdeutlich, daß diese Menschen weder auf die amerikanische noch auf irgendeine andere Regierung, schon gar nicht auf ihre eigene Einfluß nehmen konnten. Ihre Geduld, ihre stoische Würde, ihr Gebet lassen sie als Repräsentanten des Bösen ungeeignet erscheinen. Haben die Hersteller des Video bedacht, daß die Schwäche und Wehrlosigkeit der Einundzwanzig in den Augen der Adressaten aus den «Nationen des Kreuzes» keineswegs verächtlich und jämmerlich

aussehen würden? Durchaus als Kampf des Bösen gegen das Gute, aber in umgekehrter Verteilung der Rollen?

Tatsächlich ist die Bild-Erfindung des Video so einprägsam, daß sie sich verselbständigt hat; sie gehört jetzt zum kollektiven Bilderschatz. Keiner der zahllosen islamistischen Morde wird in gleichem Maße im allgemeinen Gedächtnis fortdauern wie diese, und das vor allem, weil ihnen die Regisseure eine ästhetische Form verliehen haben. Erreicht haben sie damit ihr eigentliches Ziel hinter allen im Vordergrund stehenden Etappenzielen: eine Feindschaft Bild werden zu lassen, die in der westlichen Welt nach dem Sieg über Hitler eigentlich überwunden schien – unbedingte und kompromißlose Feindschaft; Feindschaft, die nur mit der Vernichtung eines der beiden Feinde beendet werden kann; Feindschaft, die Verhandlungen und Friedenskonferenzen unmöglich macht. Jetzt gibt es ihn wieder, den bösen, um nicht zu sagen: den «altbösen Feind», den Feind des Menschengeschlechts, «hostis generis humani». Das ist Feindschaft weniger im Sinn der Politik als in dem der Theologie. Nach der «Botschaft an die Nation des Kreuzes, geschrieben mit Blut» ist es nicht mehr leicht, vor der Wirklichkeit solcher Feindschaft noch die Augen zu verschließen.

Das Grauen wird nicht selten von der Groteske begleitet. Im Metro-Kino auf der Talaat Harb, der alten Geschäftsstraße in Downtown-Kairo, zeigte man im Frühjahr 2017 den Film «The Return of Elkarmooty», eine Komödie mit einem beliebten Komiker. Elkarmooty hat einen dicken Bauch, kurze Beine, eine Glatze und einen Riesenschnurrbart. Er ist eine Art dumm-schlauer Soldat Schwejk, und zu den heiteren Katastrophen, die ihm zustoßen, gehört auch seine Gefangennahme durch den «Da-esh», die Todeskrieger des «Islamischen Staates». Dessen Henker sind ganz in Schwarz gekleidet, mit Augenschlitzen in den Mützen, Elkarmooty aber trägt auf dem Weg zu seiner Hinrichtung den

notorischen Overall in Orange. Das Beil schwebt schon über seinem Kopf, mit dem kurzen Dolch soll er denn doch nicht geschlachtet werden, da erscheint die rettende Armee, die Männer in Schwarz fallen im Kugelhagel aus Schnellfeuer-
gewehren, und Elkarmooty ist mit dem Schrecken davon-
gekommen. Das Gelächter im Dunkel bewies, daß man die
Szene komisch fand. Der religiöse Gegensatz, der verhoh-
lene ägyptische Bürgerkrieg, das Kreuz, das alles spielt in
der Komödie nicht die geringste Rolle – aber das Signal
aus Schwarz und Orange in Verbindung mit dem Kopfab-
schneiden ist so populär, daß die Satire sich seiner bemäch-
tigen konnte. In Deutschland würde der Spaß vermutlich
weniger gut gelaunt aufgenommen – «Verhöhnung der Op-
fer» ist bei uns ein stets bereitliegender Vorwurf –, doch
angesichts der bedrückenden Lage in Ägypten war ich ge-
neigt, hier nachsichtiger zu sein. Unter einer Militärdikta-
tur, der es bei aller Härte nicht gelingt, den Massakern un-
ter den Christen ein Ende zu setzen, mag im Volk die Sehn-
sucht wachsen, die Schrecken einen Kinoabend lang weg-
zulachen. Bis in die Dörfer Oberägyptens, wo die Martyrer
zu Hause waren, wird der lustige Film hoffentlich nicht ge-
langen.

[...]